Alexandra Feodorowna, die letzte Zarin.

Von Gräfin Gertr. E. Brockdorff.

Wir wissen jetzt ziemlich sicher, daß Alexandra Feodorowna, welche als Alix von Hessen vom Schicksal auserwählt wurde, den prunkvollsten Thron des mächtigsten Reiches Europas mit dem letzten Alleinherrscher der alten Welt zu teilen, nicht mehr am Leben ist. Nun herrscht eine andere Majestät in Rußland. Wieder eine zitternde, unsichere, von Feinden umgebene, von Verrätern umstellte Majestät, die stündlich für ihre Herrschaft fürchten muß und wie ihr Vorgänger der Blutopfer nicht entraten kann. Die letzte Zarin durfte die unglückliche Marie Antoinette um ihr Schicksal beneiden, das ihr wenigstens vergönnt hat, als Märtyrerin eines Richterspruches zu sterben, mag es ein noch so grausamer und ungerechter Tod gewesen sein. Alexandra Feodorowna aber mußte bei jeder Stunde des Tages und der Nacht die Schande, die Erniedrigung und die Mörderhand fürchten, das blutige Ende für sich und ihre Kinder.

Da ist nun gerade jetzt von einer deutschen Schriftstellerin ein Buch geschrieben worden, in dem versucht wird, die Tragödie der letzten Zarin in einer seltsamen Mischung von Roman und Geschichtsschreibung bis zu dem Augenblicke darzustellen, in dem sie und ihre Kinder als Gefangene der Revolutionäre in die Peter-Pauls-Festung überführt werden sollten. Die Verfasserin hat eine eigenartige Methode gewählt. Das Werk läuft von Anfang bis zum Ende, 370 Seiten lang, ohne jede Unterabteilung fort, hat weder die Form einer geschichtlichen Darstellung, noch die eines Romanes, sondern gibt nur eine ziemlich willkürliche Geschichtsübersicht, die mit freierfundenen Episoden und lyrischen Ergüssen samt einem bißchen Hysterie durchsetzt ist. Die Quellen sind so bunt gewählt, wie sie die Verfasserin für eine solche Arbeit nur brauchen konnte. Wissenschaftliche Arbeiten, höfische Festschriften, Zeitungsnotizen und niedrigster Tratsch, sowie reine Kolportageliteratur erscheinen bedenkenlos als gleichwertig für die Arbeit herangezogen. Dennoch ist das Buch viel wertvoller und viel interessanter, als man nach seiner historischen und literarischen Bedeutungslosigkeit annehmen müßte. Bei allem erzwungenen Wohlwollen, bei allen Entschuldigungen und Entschuldigungsversuchen für den Zaren und die Zarin vermittelt es doch viel von der Stimmung, in der all das möglich geworden ist, was wir da schaudernd miterlebt haben. Eine Unzahl von Figuren taucht auf, fast all die bekannten Namen aus den letzten Jahren der Geschichte Rußlands. Der kalte, finstere Pobjedonoszew, den die Verfasserin etwa so sieht wie Schiller seinen Großinquisitor in „Don Carlos", als den erbarmungslosen, überlegenen Lehrmeister eines Autokraten, dessen Beglückungsmethoden sein Volk zur Verzweiflung bringen. Dann: Sergei Juljewitsch Witte, der kleine Südbahnbeamte und großzügige Finanzminister, der nüchterne Rechner mit dem phantastischen Gedanken, die demokratischen Forderungen der Zeit bestehen zu lassen, der unermüdliche Warner vor dem ostasiatischen Abenteuer, der Gegenpol des Großprokurators des Heiligen Synod, der den Kaiser durch seine unerbittliche Sachlichkeit, durch seine unbeugsame Logik stets so nervös machte, daß er wieder reif für die Bevormundung durch Pobjedonoszew wurde. Baron Frederiks, der treue Minister des kaiserlichen Hauses, der finstere General Trepow, der sich von der Todesangst des Zaren alle Machtvollkommenheit übertragen ließ und unter dem Vorwand, Leben und Gewalt des Alleinherrschers Nikolaus II. zu schützen, selbst die Alleinherrschaft über Rußland an sich riß. Der fromme Vater Johannes von Kronstadt, dessen Lehre Männer und Frauen am Hofe zerknirschte, so daß sie sich im Kampfe zwischen ihren Begierden und der Besiegung der Sünde aufrieben, und endlich der wüste, grobsinnliche Prophet aus Sibirien, der ehemalige Pferdedieb mit den manikürten Bauernhänden, die der Kaiser küßte, die die Kaiserin mit ihren Lippen und Tränen bedeckte, — Rasputin. Dazwischen der französische Magier Monsieur Philippe, der dem Kaiser die Geister seiner Ahnen erscheinen ließ und ihm die Zwiesprache mit dem Zarewitsch vermittelte, den Nikolaus II. in seinen guten Stunden nachzuahmen versuchte. Die Großfürsten huschen vorbei, Michael Michaelowitsch, der Thronfolger bis zur Geburt des kleinen Alexei, der dem Zaren zur Geburt jeder Tochter herzlich Glück wünschte und ihn ehrlich tröstete. Er wußte selbst nicht, ob er sich auf die Erbschaft freuen oder vor ihr zittern sollte. Der grausame Sergei, der Gatte Elisabeths, der Schwester der Zarin, den die Bombe eines Nihilisten zerriß, und die anderen Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Hof, alle willenlose Werkzeuge in den kleinen, wunderbar schönen Händen der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna, der großen Feindin Deutschlands, aber der noch gefährlicheren ihres eigenen Sohnes, den sie durch eine weitverzweigte Hofverschwörung zur Abdankung zwingen oder wenigstens unter ihre Vormundschaft ducken wollte.

Recht geschickt versteht es die Verfasserin, glaubhaft zu machen, wie diese Phalanx von eigennützigen und herrschsüchtigen Behütern der Autokratie jede Verständigung, jede Berührung zwischen Volk und Herrscher unmöglich machte. Wie auch gute Absichten des Zaren nicht bis zu denen gelangten, für die sie bestimmt waren, wie ihn das Echo seiner Verständigungsversuche mit dem Volk verzerrt erreichte. Die Masse sah nur, was die Hofschranzen und die Tschinowniks von dem Willen des Zaren übrig gelassen hatten. Zu ihm gelangte nichts anderes als der Racheschrei der Umstürzler und das Wutgeheul der Enttäuschten. So mußte er immer unsicherer, immer feiger und verbitterter werden, so zwangen ihn seine Beschützer, nur in Absperrung und Todesurteilen die Rettung des eigenen Lebens zu sehen.

Alexandra Feodorowna aber war nach diesem Buche nichts als eine zarte, empfindsame, asketischer Gläubigkeit zuneigende Seele, die ihren Gatten liebte und ihm doch nicht helfen konnte. Die ersten Jahre der Ehe, in denen ihr der Thronerbe versagt blieb, in denen Aerzte und Mönche diese so gar nicht robust veranlagte Frau körperlich und seelisch wie ein Versuchstier behandelten, sie von Experiment zu Experiment und von einem wundertätigen Heiligenbild zum anderen schleppten, sie mit Instrumenten und Medikamenten peinigten und Nächte hindurch auf den Knien im Gebet vor der Mutter Gottes von Blagowjestschensko Sabor, dem wundertätigen Madonnenbild im Kreml, und dann in der Kapelle des heiligen Seraphin umherrutschen ließen, hatten diese Frau völlig gebrochen. Unablässig waren die Versuche, sie in die politischen Intriguen des Hofes hineinzuziehen, jeder Ehrgeizige am Hofe versuchte durch sie Einfluß auf den Zaren zu gewinnen, aber Alexandra Feodorowna zitterte vor der Politik und erschauerte unter den forschenden und feindseligen Blicken ihrer Schwiegermutter, die in ihr die natürliche Gegnerin sah. Das Fehlen des Thronerben wie sein endliches Erscheinen waren nur Posten in den Rechenexempeln der Hofintriganten, die sie nicht spielen wollte und nicht spielen konnte, und aus jeder neuen Aeußerung ihrer Passivität erwuchsen ihr neue Feinde. Die Angst, dem Reiche keinen Thronerben mehr schenken zu können, wurde nur von der Angst um diesen Sohn abgelöst, als er endlich da war. Es war ein kränkelndes Kind, keinem Wärter, keiner Wärterin war zu vertrauen, nicht nur auf dem Schreibtisch des Zaren, auch in den Vorhängen des Kinderbettchens fand man die Todesurteile der Revolutionäre. Mit jedem solchen Beweis, daß die nächste Umgebung des Zarenpaares unzuverlässig sei, wuchs die Macht Trepows, dem sich auch das Schlafgemach der Kaiserin und des kleinen Thronfolgers zu jeder Stunde des Tages und der Nacht öffnen mußte. Pater Johannes von Kronstadt war tot und die gemarterte Seele der Kaiserin sehnte sich nach einer Stütze. Da fiel sie in den Bann Rasputins. Er saß am Bett des kranken Thronfolgers, und wenn er ihm die Hände auflegte, schien die Krankheit sich zu verkriechen. Aber Rasputin bekämpfte die Sünde nicht durch Einkehr und Reue, sein Evangelium hieß: Sünde durch Sünde besiegen. Immer höher stieg er, immer unheimlicher wurde seine Macht, immer ohnmächtiger flüchtete sich der Zar in die Suggestion, die von diesem Mann ausging. Er hatte die Vision der Wolga, die blutig nach Westen floß, aber er kämpfte für den Frieden, und so wurde er ein Ziel des politischen Hasses. Man weiß, daß er bei einer Abendgesellschaft im Palast des Fürsten Jussopow ermordet, sein Leichnam in die Newa geworfen wurde. Die Kaiserin ließ ihn suchen und in einem Gewölbe in Zarskoje Selo aufstellen. Dort betete sie Tage und Nächte, bis man ihr auch diesen Leichnam raubte. Der letzte Trost war ihr genommen worden. Nichts war sie mehr, als ein zitterndes Wild, das auf den Todesstoß wartet. Im Nachlaß Rasputins ist ein Brief gefunden worden, den die Verfasserin des Buches von der letzten Zarin als historisch bezeichnet. Er gibt ein so deutliches Bild von der völligen Hilflosigkeit, von der demütigen Gebrochenheit dieser Frau, daß er wohl zu den erschütterndsten Dokumenten gehört, durch die erwiesen werden kann, wie überreif zur Vernichtung die russische Autokratie gewesen ist, als sie ihr verdientes Schicksal traf. Wenn die Zarin so hemmungslos in den Bann eines Wüstlings geriet, daß solche Briefe von ihr gefunden werden konnten, dann mußte sie ins Bodenlose stürzen. Der Brief lautet:

Kaiserin Alexandra Feodorowna, die Gottsucherin und Sehnsüchtige, an Rasputin, den Mönch:

„Unbeschreibliche Freude war bei uns darüber, daß Du, Vielgeliebter, bei uns warst. Wie kann ich Dir genügend für alles danken; ich konnte nicht sprechen, nicht hören, ich empfand nur ein mächtiges Gefühl. Du bist mit uns, möchte nur auf Deiner Schulter einschlafen, ruhig, friedlich, Ruhe rund herum, die Seele ist weit fort, wer weiß wohin. Du hast sie dorthin mitgenommen, wohin sie sich sehnt. Dank Dir für dieses Vergessen. Aber dann, wie sie sich quält, sie sehnt sich dorthin und zu Dir, zu unserem Großen. Wie soll ich Dich nennen? Du bist uns alles. Vergib mir, Du mein Lehrer, ich sehe es ein, ich weiß es, ich sündige und sündige. Verzeih', habe Geduld, ich gebe mir Mühe, mich zu bessern, aber es gelingt mir nicht. Ich weiß, daß ich vieles nicht recht tue und denke; ich möchte so ganz eine gute Christin sein, ein guter Mensch, jedoch es ist so schwer. Wieviel muß man mit schlechten Gewohnheiten kämpfen. Aber Du wirst mir helfen, wirst mich nicht verlassen. Ich bin schwach und liebe nur Dich allein und glaube nur Dir.

Gebe Gott uns die Freude eines baldigen Wiedersehens!

Ich küsse Dich warm! — Segne mich und verzeih' mir!

Ich bin Dein Kind. A."

Eine kranke, früh gealterte Kaiserin mit zerrütteten Nerven, die von fürchterlichen Visionen Nacht für Nacht gepeinigt war, hat diesen Brief geschrieben, keine lebenslustige Frau, die Befriedigung ihres Temperaments sucht. „Tiere hinter vergoldeten Gittern" seien sie alle, hat ihre Schwester Elisabeth, die jetzt schon lange den Nonnenschleier trägt, einst zu ihr gesagt. Damals glaubte sie es noch nicht. Aber sie hat es kennen lernen müssen. Hat sie ihr Schicksal vor einem höchsten gerechten Richter allein zu verantworten, oder war es schon für sie besiegelt, als die kleine Alix von Hessen die große, die letzte Zarin werden mußte?

Die Mode ist ewig.

„Die Welt wird alt und die Welt wird jung," Dynastien kommen und gehen, Reiche erglänzen und verglühen, doch die Mode bleibt!

In der berühmten Limburger Chronik, nach ihrem Entstehungsorte, Limburg a. d. Lahn, benannt, wo sie in den Jahren 1336 bis 1398 geschrieben ward, heißt es zum Jahre 1350:

Nachdem nun also die Geißel- und Romerfahrt, groß Sterben, und Judenschlag ein Endt hetten, da fieng die Welt wieedr an zu grunen, zu lebben, und freudig zu werden. Es machten die Männer neuwe Kleidung, die Rocke mit Namen waren unden ohne Girnen, und sey waren auch nit abgekurtzet, sondern langk, und so eng, daß ein Mann nit woll darin geschreiten mochte, und sey gingen eine Spann under die Kniehen, do gingen auch ahn die Schneffelschlug.

Die Frauen aber trugen zu der Zeit, wie der Chronist berichtet, „neuwe weite Haubtfinstern, also daß man Ihre Brust bey nahe halb sahe." „Wiederumb auch machten die Manne Rocke," fährt er fort, „kurtz ein Spann unter die Gurtell, auch trugen sey Heucken, die waren alle rundt und ganz, die hiesche man Glocken, die waren weidt, lang und auch kurtze."

Seitdem solche Torheit waltete, hat die Menschheit es ja herrlich weit gebracht. Doch der Mode Närrin und Sklavin ist sie ja noch immer.

Spruch.

Willst Weisheit wirksam du verkünden
Mußt du sie mit Humor verbinden.
Am liebsten sucht man jenen Quell,
Der fröhlich springt und murmelt hell!

— Theorie und Praxis. Bacon: „Weißt du etwas über das Licht?"

Egbert: „Gewiß."

Bacon: „Und was zum Beispiel?"

Egbert: „Daß es sich mit einer Geschwindigkeit von 192,000 Meilen per Stunde fortbewegt."

Bacon: „O, du hast also auch den Gasmesser in der letzten Zeit studiert!"

— Verwahrt sich. „Können Sie und Ihr Gatte nicht in Einigkeit zusammenleben?" fragte der Polizeirichter.

„Hören Sie einmal, Richter", sagte hierauf Tante Hanner, „ich habe diesen Nichtsnutz von einem Mann vor Sie gebracht, damit Sie ihm ins Gewissen reden, und nicht, damit Sie mir eine Predigt halten."

— Ursache und Wirkung. „Was hat Sie zum Multimillionär gemacht?"

„Meine Frau! Ich wollte herausfinden, ob es irgend ein Einkommen gibt, mit dem meine Frau auskommen könnte."

— Kleines Mißverständnis. Herr: „. . Lieben Sie die alten Meister, Fräulein?"

Alte Kokette: „Ach, wenn nur einer käm'!"

— Fataler Druckfehler. Noch jeder, der dieses großartige Mittel gebraucht hat, ist am dritten Tage gewesen!

Der Hund als Kriminalist.

Von Georg Reben (Berlin).

Ein Tiermärchen ist in dem vierbeinigen Kriminalisten, dem Polizeihund, ernste Wirklichkeit geworden; der Polizeihund bringt Pflichtarbeit fertig, für die sein ererbter Instinkt allein nicht ausreichen würde, der Polizeihund gehört zur Kriminalpsychologie, im Polizeihund wird die Tierseele studiert, zur möglichsten Vollkommenheit herangebildet und ideal beherrscht. Der Polizeihund ist ein Musterhund des Aufspürens und eine gelindere Waffe des Polizisten, als es dessen Säbel und Revolver ist, aber noch Waffe genug; den Polizeihund macht sein scharfes Gebiß auch zum Angriffs- und Verteidigungshund; in sehr langer Rückwärtsentwicklung des Gehirns gehört dieses treue, gelehrige Tier zur Familie der Wölfe und Schakale, zu den hundeartigen Raubtieren, die sich mit Hunden paaren. Ohne Menschenhaß muß der Polizeihund wachsam und mißtrauisch sein, er darf vor dem Knall von Schußwaffen nicht erschrecken, bei Gefahr das Kommando: Faß ihn! nicht scheuen, er muß auch ohne Befehl sich wehren; jeder Polizeihund könnte den Namen haben: Paß auf!

Nicht für Schauparaden wird in Berlin der Polizeihund dressiert, sondern ausschließlich für den praktischen Polizeidienst. Es ist hier der vernünftige Ehrgeiz jedes Führers, statt virtuoser Dressurkniffe die höchsten Dienstleistungen seines Hundes zu geben, über den er die verantwortliche Führung hat. Die Resultate der Hunde werden amtlich genau notiert; auch im Polizeihundebetrieb der Berliner Kriminalpolizei zeigt sich die produktive Kritik, die von dem Dirigenten unserer Kriminalpolizei Oberregierungsrat Hoppe ausgeht. Im Jahre 1896 empfahl Professor Hans Groß in einem Zeitschriftartikel „den Hund als Gehilfen den Gendarmen". Seitdem ist dieser Gehilfe ein Meister geworden, aber noch kein Meister, der an Form nicht mehr zu übertreffen wäre. Die Kunstpflege des Polizeihundes ist noch in den Anfängen begriffen; im Jahre 1905 wurde in Berlin der erste Polizeihund verwandt. Gegenwärtig besitzt hier die Kriminalpolizei 22 Hunde, die uniformierte Polizei 38. Die Diensthunde der Kriminalpolizei sind vornehmlich Spürhunde zum Fährtenabsuchen, die Hunde der uniformierten Polizei dienen hauptsächlich zum Revieren: sie stöbern im Freien versteckte Verbrecher und Vagabunden auf. Schutzhund für seinen Führer ist jeder Hund, doch kann dieser Schutzhund seinen Führer nicht zu gefährlichen Verhaftungen begleiten, weil der Hund zuviel Aufsehen machen, den verhaftenden Beamten zu früh verraten würde. Ein Polizeihund geht zum raschen Loslassen ohne Maulkorb; sein Halsband, an dem die lederne Führerleine hängt, wird ihm geschwind über den Kopf gezogen, er kann sofort verfolgen. Ein Gefangener muß zwischen dem Führer und seinem Hund gehen. Im Zwinger oder in ihrer Wohnung halten die Führer die Hunde, die im Dienstverhältnis zur Polizei stehen und daher keine Straßenbummler sein dürfen; die Tiere werden kräftig, doch nicht übermäßig gefüttert; ein überfütterter Hund ist arbeitsträge wie ein zu satter Mensch. Am leistungsfähigsten für den Polizeidienst sind mittelgroße Rassen, kleine Rassen hätten zu wenig Kraft, große Rassen wären durch ihren schweren Körper nicht beweglich genug. Vom sechsten Lebensmonat an werden die Polizeihunde dressiert, sie sind diensttauglich bis zum neunten Jahre. Oberster Dressiermeister der Hunde der Kriminalpolizei ist der sachkundige Wachtmeister Frank; er bildet die Dresseure und Führer unter Aufsicht des Kommissars Leonhardt aus, eines vorzüglichsten Kynologen. Die Polizeihundedressur läßt sich einem gelehrigen Tier in drei Monaten beibringen; die Dressurprüfung ist noch nicht offiziell, doch darf nur der dressurfertige Hund, der dem Wink, dem einmaligen Zuruf, dem Anpfiff und Abpfiff seines Führers folgt, Polizeidienst tun.

Der Uebungsplatz der Pioniere am Baumschulenweg bei Johannestal ist im Winter wöchentlich einmal, im Sommer zweimal der Dressurraum für die Diensthunde der Berliner Kriminalpolizei. Heute ist hier ein grauwolkiger Wintertag; in dem entblätterten Laubholz, an dem die Spree vorbeifließt, stehen angeleinte deutsche Schäferhunde und englische Terriers reinster Rasse, mittelgroße, muskulöse Tiere, die feste Knochen haben. Alle Dressurstufen üben hier zusammen, auch fertig dressierte Hunde wiederholen hier das Gelernte. Mit Leichtem fängt man an, mit Schwerem hört man auf — dieses Grundprinzip aller Unterrichtskunst wird auch von der Dressurmethode befolgt, die Polizeihunden gilt. Zuerst muß der Polizeihund leinenführig werden. „Komm!" kommandiert ein Führer einem guterzogenen jungen Hund, der an der Dressurleine die ersten Begleitversuche macht. Folgsam bleibt der Hund am linken Knie seines Führers; ein Polizeihund wird immer links geführt, damit der Führer den rechten Arm frei hat. Kriminalwachtmeister Frank leint hier seinen jungen Freund los, den dreijährigen Schäferhund Prinz, ein schalkhaft munteres Tier mit listigen Augen. Prinz zieht die Zunge ein, die ihm gekrümmt aus dem Maul hing, und bringt fährtensicher seinem Führer eine Meldung zurück, diesmal nur ein Apportierholz, das ihm am Spreeufer ein Beamter mit dem Kommando gab: „Bring hin!" Im Ernstfall würde er auch ohne Kommando von einem Verunglückten oder von einer Leiche, die abseits am Weg liegt, seinem Führer irgend etwas hinbringen, damit der aufmerksam wird. Prinz versteht auch ausgezeichnet das Verlorenapportieren, er sucht und findet im Galopp ein im Erdboden verstecktes Knebelbund, er apportiert im Weitsprung über einen Graben hinweg. Polizeihunde haben Sprungfähigkeit, sie springen zu einem niedrigen Baumast herauf und holen einen Flüchtling herunter; sie springen hier frei und an loser Leine zwischen Hindernissen und über ein Sprunggestell, das drei Meter hoch ist. Wasserarbeit tut ein Polizeihund gern, solange das Wasser nicht zu kalt ist, aber zu tauchen vermag er nur einen halben Meter tief. Das Puppenspiel einer Strohfigur, die den Feind darstellt, wird hier nicht aufgeführt; der Hund wird gleich auf den lebenden Mann dressiert, auf einen „Strolch", den ein dickwattierter Lederanzug beißfest macht. Prinz wird auf ihn gehetzt; mitten im Anlauf hört Prinz den Abpfiff seines Führers und dessen Ruf: „Zurück!" Auf der Stelle kehrt der angriffslustige Hund zu seinem Führer um, erregt hebt er die Ohren hoch. Der Führer des Hundes Flott kämpft mit dem „Strolch" einen Scheinkampf, Flott hilft seinem Führer ohne Befehlszwang, mit selbstverständlichem Eifer: er packt den Ledergepanzerten von hinten am Bein, damit dieser hinfällt. Ein Polizeihund greift stets von hinten an, von vorn könnte ihn der Verbrecher auf die Nase schlagen. Flott läßt den Gepackten nicht mehr los, doch auch in der Notwehr zerbeißt ein Polizeihund nicht den ganzen Menschen, er hält ihn nur fest; die Raubzeugarbeit von Jagdhunden, das Abwürgen, macht ein Polizeihund nicht nach.

Aus braunen Augen blickt die Schäferhündin Lona zu ihrem Führer empor, als wolle sie ihm etwas sagen: sie wartet auf eine Aufgabe. Das Auge des Hundes soll nicht beim Fährtenaufspüren mitsuchen; es ist die Unart von Junghunden, auch mit den Augen zu suchen. Hundeaugen leuchten im Dunkeln, doch ist der Hund mehr Tag- als Nachtseher; einige Hunde sehen im Dunkeln, andere nicht. Des Nachts werden Polizeihunde nie auf die Fährte geschickt: der Führer könnte zur Nachtzeit der Fährte nicht folgen. Die Nase des Polizeihundes durchdringt die Finsternis; an seiner entdeckenden Sinnesschärfe hat die Güte seiner Nase das Hauptverdienst. Die Versuche sind jedoch noch nicht beendet, welche Hunderasse den verfeinertsten Geruchssinn als Polizeihund hat, erklärt Regierungsrat Dr. Lindau in seinem inhaltreichen Werk: „Die Kriminalpolizei und ihre Hilfswissenschaften". Ueber Haufen abgestorbener Blätter, die von Winterbäumen fielen, über nasses grünes Moos hinweg legt ein Beamter eine Fährte und versteckt sich in weiter Entfernung, so daß ihn die Hündin weder äugen noch wittern kann. Nur in Verbrechensfällen, die für der Führer ganz undurchsichtig sind, muß sich der Polizeihund selber die Fährte suchen, sonst wird er zur Fährte hingeführt, an die Fährte angesetzt. Lonas Nase zittert; stumm sucht sie die Fährte ab. Ihre empfindlichen Geruchsnerven wittern sehr scharf in der Richtung gegen den Wind, welcher ihr die Witterung zutreibt, aber heute peitscht ihr der Wind Regen und Hagelkörner entgegen — ein böses Wetter für die Spürfähigkeit der Hunde nach Menschen, die sich nicht durch ihre Schweißfüße verraten. Langsam wittert Lona vorwärts, trotz der verregneten Erde behält sie die Spur in der tief gesenkten Nase. Die Hündin arbeitet hier frei; ist sie anderswo Schnelläuferin, so geht sie an langer Leine; würde sie hier auf ihrer Fährte nicht mehr weiterkönnen und sich unruhig umsehen, so müßte der Führer, der hinter ihr hergeht, sie auf eine andere Fährte bringen. Von fernher schallt Lonas drohendes Gebell, sie verbellt den Versteckten, den sie im Gebüsch entdeckt hat. Auch diese Hündin bewies hier, daß die Hundenase für Geruchseindrücke genial erschaffen ist, und zumal die erprobten Spürhunde der Kriminalpolizei sind Ausschnüffler, welche jeden Geruch wittern; von irgendeinem Besitzstück, das einem Verbrecher gehörte, nehmen sie in freier Luft die Spur nach ihm in die Nase auf. Jeder Mensch riecht anders, Verbrecher haben meist einen Angstgeruch, den der Hund herauswittert. Auf Reisen wird die wertvolle Spürhundnase geschont, damit sie am Tatort frisch ist. Ein Spürhund soll unterwegs möglichst wenig Gerüche von Lebenden einatmen; sein Hundecoupé ist der Packwagen. Alte, verwitterte Spuren kann auch ein Spürhund der Polizei nur da verfolgen, wo sie nicht durch andere Spuren gekreuzt werden; zahllos durchkreuzten Spuren vermag er auf dem Steinpflaster der Großstadt schwer nachzugehen, deshalb ist der Spürhund fast nur in der Peripherie Berlins nützlich. Das Fährtensuchen der Hunde der Berliner Mordkommission ist immer nur ein Versuch, aber überall, wo das Fährtensuchen glückt, wird es zum schweren Verdachtsgrund. Wird jemand, gegen den sonst kein anderer Verdacht da ist, und der das Verbrechen leugnet, von einem Spürhund verbellt, so wird der Hund nochmals die Fährte zurück- und wieder hingeführt und der Verdächtige in eine Menschenmenge gestellt; verbellt ihn der Hund dann nochmals, so bedeutet das eine wesentliche Verstärkung des Verdachtes.

„Gib Laut!" kommandiert ein Führer seinem Terrier Scamp, damit der nicht vergißt, bei Verdacht zu bellen, aber Scamp will heute nicht. Der Führer zieht das Dressurhalsband etwas an, das kurze Stacheln hat, und Scamp vergißt das Bellen nicht mehr. „So ist's schön, mein Hund!" schmeichelt ihm nun sein Führer. Freudig wedelt der Hund dazu; Hunde verstehen ja die Affekt- und Gebärdensprache des Menschen sehr gut. Polizeihunde werden von ihren Führern gelobt und getadelt wie der Schüler von seinem Lehrer; ihre Dressur ist keine Peitschendressur, sie ist eine Abrichtung der Ruhe und Selbstbeherrschung. Ein widerspenstiger Hund erhält nur leichte Schläge, er fühlt es als strafende Demütigung, wenn er zu seinem Führer herankriechen muß. Gehorsamsübungen der Polizeihunde sind: Hinlegen! Setzen! Ein Führer muß eben Verständnis für den Charakter und für das Temperament seines Hundes haben, er muß dessen geistige Begabung fortbilden können, dessen Erinnerungsvermögen und Nachahmungstrieb, damit der Hund das Beste lernt: Selbständigkeit durch Erfahrung. Ein Polizeihund ist ein dankbarer Schüler; nur für den Führer, der ihm befiehlt, den er liebt und fürchtet, hat er Anhänglichkeit, Treue und Gehorsam. Klagend heult daher ein Hund, der an einen Baum gebunden ist, nach seinem Führer. Der Polizeihund gehört dem Führer, der ihn aus eigenen Geldmitteln gekauft hat; die Stadt gewährt für den Polizeihund Steuerfreiheit, die Behörde Futtergeld. Nur der Führer füttert seinen Hund, auf Lockbissen Fremder beißt ein Polizeihund nicht an. Die Berliner Kriminalpolizei hat bereits eine besondere Hundepatrouille, die nur Strafverfolgungen bearbeitet, in die Hunde eingreifen können. Bisher waren die Berliner Spürhunde hauptsächlich für die Provinz tätig, der es noch an guten Dresseuren und Führern fehlt. Von den 180 Kriminalfällen, in denen im vorigen Jahr Berliner Spürhunde in die Provinz geschickt wurden, sind 72 Fälle erfolgreich gewesen. Sehr wünschenswert wäre die Organisation einer Zentrale, welche für ganz Preußen die Züchter, Dresseure und Führer der Polizeihunde in einer einzigen Lehranstalt vereinigt und die Behörde zur Eigentümerin aller Polizeihunde macht.

Vor Polizeihunden hat das Verbrechertum eine tiefe Scheu; die abgehärtesten Verbrecher empfinden vor dem unerbittlichen Instinkt, die diesen Hunden den Weg weist, vor ihrer andressierten geistigen Beweglichkeit ein unheimliches Grauen. Die Polizeihunde vermehrten die Kriminaldramatik, die Schicksalsreihe der äußeren und inneren Vorgänge, die sich aus der Furcht des verfolgten Verbrechers und aus der Bestürzung des überraschten Täters ergibt. Nur bei Polizeihunden erfüllt die Tierdressur einen ethischen Zweck, macht nicht nur die Dressur des ersten Tiers dem Abrichten Freude, besorgt der denkende Dresseur die Abrichtung vieler Thiere nicht allein nach der Dressurschablone, als gelte es einer Sportfertigkeit. Polizeihunde sind keine Meutehunde, aber sie zeigen Korpsgeist, wenn sie zusammen arbeiten. Das sprachlose Tier, der Polizeihund, leistet mit den Organen seiner Vernunft und Sinne eine Entdeckerarbeit, die ihm der Sprachbegabte Mensch nicht nachmachen kann. Die Arbeit harter Notwendigkeit, welche ein Polizeihund vollbringt, wird um so sympathischer, je hassenswerter den Verbrecher ist, den er verfolgt und stellt. Polizeihunde sind sittlicher Tierliebe wert; denn nur der wahrhaft ehrliche Mensch wird den Polizeihund lieben.

— Geschäftsmann. „Johnny", sagte der Lehrer, „wenn Kohlen $8.25 die Tonne kosten und du bezahlst deinem Händler $33, wieviel Tonnen wird er dir dann bringen?"

„Etwas mehr als drei Tonnen."

„Aber, Johnny, das ist doch nicht richtig", sagte der Lehrer.

„Weiß ich", entgegnete Johnny, „aber sie tun es alle."

Fraueneinfluß in der Kunst.

Das Eindringen der Frau in die Literatur bespricht Herbert Stegemann in der National-Zeitung: „Es ist doch eine bemerkenswerte Erscheinung, dieses Ueberwiegen des weiblichen Einflusses auf künstlerischem Gebiete. Man blicke in die Theater. Wer füllt sie? Die Frauen. Wer liest Bücher? Die Frauen. Wer bestimmt die Schicksale der Bücher, wer macht den Erfolg? Die Frauen. Man braucht kein Misogyn im Sinne Strindbergs zu sein, um diese Zustände als nicht wünschenswert zu empfinden. Wie schwer und bedenklich es auch sein mag, eine formulierte Analyse des weiblichen Geschlechts zu geben und in allen Erscheinungen die Gegensätze zwischen männlich und weiblich festzustellen, das wird sich immerhin sagen lassen, daß das Empfindungsleben und das Denken des Weibes von dem des Mannes gründlich verschieen ist, und daß die restlose Erfüllung der Welt mit weiblichem Geiste aus den verschiedensten Gründen nicht im Interesse der kulturellen Entwicklung zu liegen scheint. Der weiblichen Kunst ist — von wenigen, sehr wenigen Ausnahmen abgesehen — eine liebenswürdige Rührseligkeit und Schwächlichkeit eigentümlich, und wenn auch die bramarbasierende Kraftmeierei und der dröhnende Kürassierschritt, in dem sich gegenwärtig manche Künstler gefallen, vom Uebel ist, so dürfte die behäbige Familienblattatmosphäre, die die meisten schreibenden Frauen um sich her verbreiten, auch nicht gerade eine Wohltat sein. Noch jede Kunst, die ihren Namen mit Recht trug, ist irgendwie von heroischen Idealen erfüllt gewesen; sei es im Sinne Schillers, der in idealem Schwunge über diese Welt hinausstrebte, sei es, um einen Antipoden zu nehmen, in der Art Flauberts oder Wildes, die diese Welt als ein wundervolles ästhetisches Schauspiel auffaßten und die kompliziertesten Regungen der menschlichen Psyche in einem goldenen Spiegel auffingen. Der Idealist, der Artist (wenn man diese Gegenüberstellungen noch gestatten will) sind beide Helden — insofern, als sie sich entschieden über die Alltäglichkeit erheben, als sie neue Werte schaffen und neue Gesetze des geistigen Lebens aufstellen. . . Die Interessen des Mannes liegen heutzutage — wie leider festgestellt werden muß — nicht mehr auf künstlerischem Gebiete, und wenn er einmal in der Unruhe und Spannung seines Erwerbstreibens nach einem Buche greift, so ist es meist ein Produkt des weiblichen Geistes, das seine ohnehin schon abgemattete und einigermaßen stumpf gewordene Seele noch mehr, als es schon der Fall war, in den Dunstkreis philisterhafter Behaglichkeit einhüllt. Er kommt allmählich ganz unwillkürlich dazu, die Kunst als einen liebenswürdigen Zeitvertreib anzusehen; und so beraubt ihn die weibliche Literatur letzten Endes der großen Erschütterungen und Entwicklungen, wie sie uns die echte Kunst zu geben vermag. Die aber ist zu allen Zeiten das Vorrecht der Männer gewesen, und erst ein weiblicher Dante, Michelangelo, Goethe der Shakespeare wird mich in dieser Hinsicht eines besseren belehren können."

Primadonna entrüstet.

Geraldine Farrer ist auf dem Kriegspfade. Wenn eine Primadonna hinter einem her ist, tut man am besten, sich die tiefste und dunkelste Höhle auszusuchen, die es gibt und dort zu bleiben, bis sie auf einem andern Kontinent ist, denn mathematisch gesprochen, eine Primadonna ist gleich zehn Wildkatzen.

Eine New Yorker Musikzeitung hat gesagt, Frl. Farrar und ihr Gatte Lou Tellegen vertrügen sich nicht mehr. Sie seien sogar schon getrennt.

In einer temperamentvollen Ansprache an die Zeitungsberichterstatter hat dann die Primadonna erklärt, es sei kein wahres Wort an dieser Nachricht. Sie und Lou, der jetzt in Virginien spielt, seien das zärtlichste Ehepaa, das man sich denken könne. Sie werden $100,000 Schadenersatz — nein $200,000, nein $500,000 verlangen und ihr Advokat habe die Papiere schon in Vorbereitung.

Auf keinen Fall kriegt Frl. Farrar aber $500,000. Auch nicht $200,000 und nicht mal $100,000. Das „Paper", das die Nachricht gebracht hat, könnte den Betrag nicht aufbringen, selbst wenn man von der zuletzt erwähnten Summe noch eine Null streichen wollte.

— Eine Windhose richtete in Livland großen Schaden an. Die Windhose hat ein Gebiet von 10 Kilometer Länge und 2 bis 300 Meter Breite förmlich niedergewalzt. Sie nahm ihren Anfang in den Bilsker Wäldern und hob sich dann über die Gemeinden Sala, Plaukten, Alt-Ruike, Mittel-Plaukten, Alt-Ruika, Mittel-Plankten, „Gute Lohberg". Gebäude und Brücken wurden von der Gewalt des Windes zerstört.